

dtv premium

## Ohne Schulden läuft nichts

Warum uns Sparsamkeit nicht reicher, sondern ärmer macht

von  
Thomas Strobl

1. Auflage

Ohne Schulden läuft nichts – Strobl

schnell und portofrei erhältlich bei [beck-shop.de](http://beck-shop.de) DIE FACHBUCHHANDLUNG

Thematische Gliederung:

Wirtschaft

dtv München 2010

Verlag C.H. Beck im Internet:  
[www.beck.de](http://www.beck.de)

ISBN 978 3 423 24831 0



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Thomas Strobl

# OHNE SCHULDEN LÄUFT NICHTS

Warum uns Sparsamkeit nicht reicher,  
sondern ärmer macht

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Der schwäbischen Hausfrau und all ihren Fans*



Originalausgabe  
2010

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

© 2010 Thomas Strobl

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24831-0

## **Inhalt**

Einleitung .....	7
------------------	---

### **Kapitel I**

Helden des Kapitalismus .....	13
Die Droge der Ökonomie .....	29
Wie sich der Kaufmann von Venedig in George Soros verwandelte .....	50
Die dunkle Seite der Macht .....	68

### **Kapitel II**

Die Titanic meldet: Kein Eisberg in Sicht .....	77
Doktor John schlägt zurück .....	87
Money makes the world go round .....	105

### **Kapitel III**

Sag's mit Karl Marx! .....	129
Einmal Zukunft und zurück .....	149
Kredit oder nicht Kredit: Das ist hier die Frage! .....	160
Die »Ephoren« des Kapitalismus .....	175
Heute noch Safety, morgen schon Ponzi .....	185
Vom Exportweltmeister zur Staatspleite .....	202

### **Kapitel IV**

Im Tiefschlaf in den Sozialismus .....	231
Capitalism forever! Forever? .....	247
Danksagung .....	264
Literaturverzeichnis .....	265
Anmerkungen .....	268
Personenregister .....	271



## Einleitung

»Mach bloß keine Schulden!«, sagte meine Mutter zu mir. Vielleicht ist es Ihnen genauso ergangen. Schulden hat man nicht. Über den wohlhabenden Unternehmer aus der Nachbarschaft wusste man: Haus, Auto, Boot – das gehört doch in Wahrheit alles der Bank. Wer Schulden hat, lebt moralisch fragwürdig: So will es die populäre Alltagsethik. »Ein Mann ohne Schuld hat Jedermanns Huld«, lässt der Magdeburger Dichter Heinrich Zschokke anno 1817 den Schulmeister Oswald in seinem Roman ›Das Goldmacherdorf‹ sagen. Ein Motto, das auch heute noch den Nerv der Zeit trifft: Abendliches Insolvenz-Entertainment im TV verzeichnet Spitzenquoten; es gibt Dutzende Ratgeber zum Thema »Raus aus den Schulden!«; die sparsame schwäbische Hausfrau bildet das wirtschaftspolitische Credo der Bundeskanzlerin. All diese Menschen können nicht irren: Schulden waren und sind ein moralischer Makel.

Und dennoch: Wo wäre die Menschheit heute, wenn keiner je Schulden gemacht hätte? Erst die Erfindung des Kredits ermöglichte die großen Errungenschaften der Moderne, die selbst Karl Marx und Friedrich Engels ins Schwärmen brachten. Der Kredit ist der Wohlstandsmotor des Kapitalismus. Er treibt eine Zeitmaschine an, mit der wir in die Zukunft reisen. Dort pflücken wir die Früchte von morgen, um sie bereits heute zu genießen. Nur so entsteht Wachstum: Unser materieller Wohlstand ist im wahrsten Sinne des Wortes der Zukunft geschuldet.

Sind die Schulden aber erst einmal in der Welt, dann wollen sie bedient werden. Samt Zins und Zinseszins. Der Traum vom »Nullwachstum« wird da ganz schnell zum Albtraum. Stattdessen herrscht Wachstumszwang. Doch der birgt Risiken. Denn wer einen Kredit aufnimmt, wettet auf eine ganz bestimmte Zukunft: tritt sie ein, dann wird alles gut; tut sie's nicht, dann bricht die Welt zusammen. Und weil kein Mensch die Zukunft vorhersehen kann, passiert das häufig; weitaus



häufiger jedenfalls, als man gemeinhin wahrhaben will. Der Kapitalismus wird damit zu einer paradoxen Angelegenheit: Einerseits bedarf er ständig neuer Schulden, um nicht unterzugehen; andererseits führen aber gerade diese Schulden immer wieder zur Krise. Die Wirtschaft befindet sich nie im ruhigen Fahrwasser, wie das die Ökonomie glaubt. Und wie die Politik gerne glauben möchte, weil sich nur so das liberale Credo aufrechterhalten lässt, dass freie Märkte zum Optimum führen. Die Wahrheit scheint vielmehr zu lauten: Freie Märkte mögen Millionen unwichtiger Aufgaben bestmöglich regeln – in den essenziellen Fragen versagen sie kläglich. Wie uns in der jüngsten Kreditkrise einmal mehr vorgeführt wurde. Wer hilft in solchen Fällen? Der Staat. Wer sonst? Wenn sich kein anderer mehr verschulden kann – der Staat kann immer. Es war noch nie anders. Und es wird auch nie anders sein.

Ich habe dieses Buch in vier Kapitel gegliedert:

Kapitel I zeigt die Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus – als schuldengetriebenes System mit immer höheren Einsätzen, von den frühesten Anfängen bis zur Epoche der globalen Finanzmärkte. Zur Aufführung gelangen Helden-sagen und Horrorgeschichten. Wir werden Zeugen zahlreicher Metamorphosen: der einer Rockband aus den Swinging Sixties in glorreiche Helden des Unternehmertums oder des Kaufmanns von Venedig in Hedgefonds-Legende George Soros. Letzterer brachte es zur Meisterschaft in einer Disziplin, von der die Buddenbrooks noch keine Ahnung hatten. Ihre Ignoranz mussten sie mit dem wirtschaftlichen Abstieg bezahlen.

Kapitel II geht der Frage nach, was die Ökonomie, die Wissenschaft von der Wirtschaft, zu leisten imstande ist und warum sie sich offenbar außerstande sieht, Krisen wie die jüngste vorherzusehen: Weil sie sich eine kapitalistische Welt zurechtgezimmert hat, der alles fehlt, was den Kapitalismus ausmacht: Geld, Kredit, Finanzmärkte und vor allem – Zeit. Die Zeit ist aber der entscheidende Faktor in einer Wirtschaft, die sich über immer neue Schulden reproduziert. Goethe hat im ›Faust II‹ die Ökonomie durchschaut, die moderne Wirt-

schaftswissenschaft dagegen kommt in der »Alchemie des Geldes« über die Rolle des Zauberlehrlings nicht hinaus.

In Kapitel III wird ein prüfender Blick unter die Motorhaube der Marktwirtschaft geworfen: Wann vergeben Banken Kredite und wann nicht? Und warum nicht? Und was hat das alles mit Wachstum zu tun? Wie kommt es überhaupt dazu? Die Antworten auf all diese Fragen finden sich bereits bei Karl Marx. Und bei Joseph Schumpeter: Seine »Ephoren« des Kapitalismus, die Banker, sind ihrer ursprünglichen Rolle entwachsen und verrichten heutzutage Gottes Werk. Zumindest glauben sie das. Wollen wir sie in diesem Glauben belassen?

Dieser Frage widmet sich Kapitel IV: Wenn unsere Wirtschaft tatsächlich ungerecht und instabil ist, und uns viel mehr von Banken und Finanzmärkten abhängig macht, als uns lieb sein kann – warum dann nicht etwas Besseres versuchen? Eine Wirtschaft, in der die Banker nicht mehr das Sagen haben. Wie müsste man sich das vorstellen? Werfen wir auf der Suche nach Antworten einen »Blick zurück in das Jahr 2000« – mit einem berühmten Roman aus dem späten 19. Jahrhundert. Zumindest in der utopischen Literatur ergibt sich eine bessere Welt bisweilen tatsächlich »im Schlaf«. Eine Utopie, in der Erich Fromms psychisch kranke Gesellschaft des Habens den Wandel in die Existenzform des Seins meistert. In der es kein Geld gibt – und damit logischerweise keine Investmentbanker.

Eine schönere Welt? Vielleicht. Aber sie bleibt utopisch. Wenn wir die bestehenden Verhältnisse auf die Leinwand der nächsten Jahrzehnte projizieren, bleiben wir im Bann der global operierenden Finanzmärkte. Gigantische Kapitalsummen befinden sich auf einem permanenten Kreuzzug über den Globus, um auch noch in seinem letzten Winkel die Menschheit zur Rendite zu missionieren. Die Politiker der Welt bilden die Nachhut. Sie können gar nicht anders: Denn für die Industriegesellschaften ist die Wachstumsoption längst zum Zwang geworden. Um sich davon zu befreien, müsste die Wirtschaft umgestaltet und renditehungriges Kapital auf Diät gesetzt werden. Keine leichte Aufgabe. Denn wer steht hinter dem Kapital? Niemand anders als – wir selbst.





# KAPITEL I



## Helden des Kapitalismus

Erinnern Sie sich noch an »The Who«? Nur dunkel? Falls Ihnen jetzt ›I can't get no satisfaction‹ durch den Kopf geht: Sorry, das waren die anderen: Mick Jagger & Co. Die Rolling Stones sind zwar auch Legende, aber hier ist von Roger Daltrey und Pete Townshend die Rede: Gemeinsam rockten sie mit den Kollegen John Entwistle und Keith Moon in den 60er- und 70er-Jahren, was der Stand der Tontechnik hergab. Genau genommen tun sie das heute auch noch – allerdings in einer Lautstärke, die ihrem Alter angemessen ist; und ohne die Eskapaden früherer Tage. ›My generation‹ war ihr ganz großer Hit damals, ein echter Knaller.

Die Story von The Who liest sich wie eine Kurzgeschichte des Kapitalismus. Im Ernst. Und zwar nicht des guten oder des bösen Kapitalismus – welcher Meinung Sie da auch immer sein mögen. Sondern des Kapitalismus in seiner Gesamtheit, seiner positiven wie auch seiner negativen Seiten. Des Kapitalismus, den wir für seine Innovationskraft schätzen; für den formidablen Lebensstandard, den er uns beschert hat. Den wir aber gleichzeitig für seine Exzesse und Ungerechtigkeiten hassen; für das ganze Elend, das er in der Welt verbreitet. Die Rede ist vom Kapitalismus, wie er uns alle betrifft: Weil wir unsere Existenz auf ihm aufbauen; ja, aufbauen müssen – ob uns das nun passt oder nicht.

Für uns und unsere Familien streben wir nach Harmonie, nach Planbarkeit und ein wenig Balance zwischen materiellen Zwängen und ideellen Überzeugungen. Jenseits der Ökonomie wollen wir auch noch Mensch sein. Ein bisschen wenigstens. Ist das zu viel verlangt? Offenbar schon: Der Kapitalismus macht uns andauernd einen Strich durch die Rechnung. Er kennt keine innere Ausgeglichenheit. Das Einzelschicksal spielt keine Rolle. Der Kapitalismus fällt mit Vorliebe von einem Extrem ins andere. Er ist launisch und ungerecht. Und dann wieder brilliant. Das ist so ähnlich wie bei den vier Rock-

rabauken von The Who, über die das englische Fachblatt ›Melody Maker‹ im Juni 1965 schrieb: »Ihr Sound ist bösartig; ihre Charaktere und ihre Musik haben sadistische Züge.«<sup>1</sup>

Christoph Geisselhart veröffentlichte eine Chronik der Band mit dem Titel ›Maximum Rock‹. Weil es über die »verrückteste Rockband der Welt« einen ziemlichen Kessel Bunt- es zu erzählen gibt, füllt Geisselharts Geschichte imposante drei Bände; ein jeder an die 500 Seiten stark. Zweifellos eine Menge dicht beschriebenes Papier für eine Gruppe, die selbst bei großzügiger Auslegung keine zehn Jahre lang die vorderen Plätze der Charts behaupten konnte und höchstens die Hälfte dieser Zeit wirklich »heiß« im engeren Sinn war. Der erste Teil der Trilogie verkürzt die psychedelische Periode der Band auf folgende Schlagzeile: »Riesige Schuldenberge, Streitereien, Drogen- und Alkoholexzesse.«<sup>2</sup> Als ich diese Episode auf mich wirken ließ, diese emotionale, künstlerische und nicht zuletzt finanzielle Berg- und Talfahrt, den bizarren Cocktail aus Sex, Drogen, Genie und Gewalt, da wurde mir eines klar: The Who mit ihrer gleichermaßen produktiven wie zerstörerischen Anarchie sind die perfekte Verkörperung des Kapitalismus!

Zunächst einmal musste die Band sich selbst erfinden. Eine Metamorphose nach der anderen war nötig, um auch nur in die Nähe der Charts zu gelangen. Ganz so, wie es Karl Marx für die Verwandlungskünste der kapitalistischen Güterwelt feststellte: »Die Waren gehen zunächst unvergoldet, unverzuckert, wie der Kamm ihnen gewachsen ist, in den Austauschprozess ein.«<sup>3</sup> Mit diesem Satz aus dem ›Kapital‹ hätte er sicher auch die frühen Gehversuche von The Who kommentiert, wenn er das Vergnügen gehabt hätte, im London der Swinging Sixties zu wohnen. Aber das blieb ihm versagt, stattdessen lebte er dort Mitte des 19. Jahrhunderts und lag seinem Freund Friedrich Engels auf der Tasche. Und wie jeder Wochenendtourist weiß: London ohne genügend Geld ist einfach nicht »London«. Kein Wunder daher, dass Marx die Weltrevolution ausheckte – aus finanziellem Frust wahrscheinlich.

Die Transformation der Band fand ihren Ausdruck vor allem in der wechselhaften Erscheinung von Frontmann Roger

Daltrey: Dessen Look spiegelte zunächst die Überzeugung wider, dass »ein Mod mit Locken einfach unmöglich«<sup>4</sup> aussieht. (Für alle, die aus einer anderen »generation« sind: Mods, von Modernists, waren in der damaligen Subkultur Leute, die sich fein anzogen, kurze Haare hatten, einen Roller fuhren, und einen Parka trugen, um ihre Klamotten zu schützen.) Die anfängliche Skepsis verflog aber allmählich, bis sich schließlich 1969 der messianische Friedensengel »Tommy« materialisierte: Daltrey trat mit ungebändigter Lockenpracht vor sein Publikum und verkündete die Botschaft von Love, Peace and Harmony. Eine Ikone der Pop-Art war geboren.

Zwischen den Bandmitgliedern war es jedoch mit Liebe, Frieden und Harmonie nicht weit her. Ganz im Gegenteil: Das Verhältnis von Townshend, Daltrey und Moon litt unter Feindseligkeiten übelster Sorte. Wenn Sie wissen wollen, welche Formen der »Klassenkampf« annehmen kann, falls es einmal ganz böse kommt, dann lesen Sie in dieser Band-Biografie nach: Sie werden staunen. Die Zusammenarbeit unter den vieren war nur unter immensen Spannungen möglich, das Zerreißen der Band eine stets präsente Bedrohung. Die Gewalt war im wahrsten Sinne des Wortes mit Händen greifbar; die Antagonismen waren von einer Heftigkeit, wie sie sich kein noch so glühender Marxist ausmalen könnte, wenn er über die »inneren Widersprüche« des verhassten »Schweinesystems« doziert.

Andererseits: Gerade diese ständigen Eruptionen erzeugten die kreative Dynamik, die aus der erfolglosen Mod-Combo »The High Numbers« den massenkompatiblen Top-Act »The Who« formte. Der bandinterne Krieg war für The Who der Vater aller Dinge, er führte sie aus der Tristesse drittklassiger englischer Provinz-Clubs in das Rampenlicht der großen Konzertbühnen der Welt. Die plakative Routine ihrer Gewaltorgien war zum Schluss wohl eher der Image-Pflege als der authentischen Emotion geschuldet, aber dennoch begegnet uns in den radikalen Individualisten von The Who der Archetyp des kapitalistischen Unternehmers: der »kreative Zerstörer« des Ökonomen Joseph A. Schumpeter.



Für die Fans des Unternehmertums war Schumpeters kreativer Zerstörer immer schon der größte Held der Marktwirtschaft. Achilles und Jesus Christus in einer Person. Als Messias des Kapitals bringt er der Welt den Fortschritt, indem er sich mit dem Besseren verbündet und gegen das Gute einen Krieg anzettelt. Ein Krieg, der keine Moral kennt und in dem keine Gefangenen gemacht werden. Schumpeters Entrepreneure treiben die wirtschaftliche Entwicklung im Glauben an eine Welt voran, in der nur der Erste die großen Gewinne einstreicht, während auf den Zweiten und Dritten nur noch mitleidige Gesichter warten. Das spornt sie an. Diese Überzeugung drängt sie förmlich dazu, mit ihren Konkurrenten nicht bloß in Wettbewerb zu treten, nein: Die Regeln des Spiels zu verändern. Darin liegt für sie die Herausforderung. Indem sie den produktiven Verhältnissen ihren Stempel aufdrücken, den Wettbewerb durch Innovation zu ihren Gunsten verändern, sichern sich Schumpeters Unternehmer die Pole Position im Grand Prix der Marktwirtschaft. Ihre unablässige Jagd nach dem Neuen, der erbarmungslose Angriff der Imagination auf das ökonomische Establishment, verhalf der Menschheit zu ihren großen Errungenschaften: erreichbar nicht nur für Könige und Feudalherren, sondern auch das breite Massenpublikum.

Doch bevor sich unsere Unternehmer wagemutig in die Schlacht stürzen konnten, mussten sie sich erst einmal Kapital besorgen. Daher waren sie verschuldet bis zur Halskrause, noch bevor es richtig losging: »Ihr erstes Bedürfnis ist ein Kreditbedürfnis«, schreibt Schumpeter. Deutlicher kann man es nicht sagen. Der erste Unternehmer, der mittels Kredit zur Kaperfahrt durch die Marktwirtschaft aufbrach, stieß für die gesamte Menschheit das Tor zur Moderne auf: Kaufkraft war nicht mehr nur auf die Quellen der Gegenwart begrenzt, sondern floss ab sofort auch aus einer ideell verfügbaren Zukunft. Und zwar reichlich. Der alles entscheidende Unterschied. Entgegen einer weit verbreiteten Vorstellung handelt es sich beim Kredit nämlich nicht um »Leihe«: um die Überlassung von bestehendem Geld, das fleißige Sparer auf die Seite gelegt haben. Nein: Es geht um die Schaffung neuer, zusätzlicher Kaufkraft

aus dem buchstäblichen »Nichts«. Ein alchemistischer Prozess. Ein moderner Stein der Weisen. Jeder Kredit ist ein Pakt über die Zukunft: Das Morgen wird im Heute verfügbar gemacht. Geld wird »gespeicherte Zeit«. <sup>5</sup> Ein teuflischer Pakt, denn die Zukunft ist unsicher: Sie kann so oder so eintreten, aber auch noch ganz anders. Doch wer bereits heute im Kredit über sie verfügen will, muss sich im Voraus festlegen: *Pacta servanda sunt!* Für welche Vereinbarungen würde dieser Rechtsgrundsatz, der die Gültigkeit von Verträgen zur Maxime erhebt, strenger gelten als für Kreditverträge? Welches öffentliche Amt mehr Furcht verbreiten als das des Gerichtsvollziehers?

Unzählige Male in der Geschichte der Menschheit ging der kühne Plan auf. Aber ebenso oft haben Schuldner ihre Wahl bereut; sind Unternehmer mit ihren ehrgeizigen Vorhaben gescheitert. Unternehmer, denen man schumpetersche Ideale gleichwohl nicht absprechen konnte: Erinnern wir uns zum Beispiel an den Apple Newton, den Vorläufer aller Blackberrys und Palm Pilots. Was für ein Reinfall das damals doch war: Mitte der 90er-Jahre, als eine verzweifelt gegen die Pleite ankämpfende Firma Apple sich mit einem revolutionären Computer-Konzept auf den Markt wagte. Apple lag auf dem Boden, das endgültige Aus vor den Augen. Der Newton ist längst Geschichte, doch wo steht die Firma heute? Was für ein sensationelles Comeback hat sie seither zuwege gebracht! Mit dem iPhone, einem wahren Wunderding mobiler Kommunikation, erobert Apple nun doch noch den Markt, denselben Markt, auf dem man mit dem Newton so kläglich gescheitert war. Das hat gute zehn Jahre gedauert. Womit bewiesen ist: Alle Innovation ist umsonst, wenn das nötige Quäntchen Glück ausbleibt. Die Zukunft ist ein Marxist: Sie schert sich einen Dreck um die Unternehmer.

Aus Beispielen wie diesem wird deutlich, dass es im Kapitalismus keine Harmonie gibt: Er ist geprägt von spontanen Veränderungen, schweren Verirrungen und radikalen Brüchen. Seine Geschichte wird völlig falsch erzählt, wenn von beschaulichen Kreisläufen die Rede ist, in denen sich die Dinge graduell und auf lange Sicht ändern. Etwa in der Art,

wie sich das Charles Darwin in seiner biologischen Evolutionslehre vorstellte. Der Kapitalismus ist kein gerader Highway, auf dem man im fünften Gang gemütlich dahingleiten könnte; mit entspannten Gesichtern auf Fahrer- und Beifahrersitz und fröhlich spielenden Kindern auf der Rückbank. Stattdessen herrscht ständiger Spurwechsel, wie im Stadtverkehr; fortwährendes Bremsen – Gas geben – Bremsen – Gas geben. Es geht rauf und runter wie in der Achterbahn: mal steil nach oben, dann wieder kerzengerade nach unten. Während der Fahrt kreischen die Jungen wie die Alten, die Mädchen wie die Jungs.

Schumpeter ermunterte seine Kollegen bereits zu Anfang des 20. Jahrhunderts, sie mögen sich von der Idee statischer Kreisläufe lösen und die Vorstellung einer »natürlichen Harmonie« aufgeben. Er war sich sicher: Das echte kapitalistische Leben sieht dramatisch anders aus. Voller Brüche und Sprünge. Woher er das wusste? Im Gegensatz zu den allermeisten seiner Kollegen, die zwar dicke Bücher über die Wirtschaft verfassten, aber nie auch nur eine Minute außerhalb ihrer akademischen Lehrstühle anzutreffen waren, konnte Schumpeter sich unternehmerische Erfahrung ans Revers heften. Als Präsident der privaten Biedermann-Bank in Wien legte er 1925 eine spektakuläre Pleite hin. Dabei verlor er nicht nur sein gesamtes Privatvermögen, sondern musste auch noch Jahre danach Schulden abstottern. Dem Spitzenpersonal der damaligen Wirtschaftswissenschaft (und der heutigen wohl auch) war er damit die entscheidende Nasenlänge voraus: Die Weisheit seiner Kunst erschloss sich ihm nicht in theoretischen Modellen und dicken Büchern, sondern am lebenden Objekt. Die am eigenen Leib gemachten bitteren Erfahrungen sollten ihn zu einem der größten Ökonomen des 20. Jahrhunderts machen. Und als solcher wollte er auch gelten, das war ihm wichtig. Abgesehen davon, dass er auch als »bester Liebhaber Wiens« und »herausragendster Reiter« Österreichs in die Geschichte hatte eingehen wollen.

Wenn die Geschichte des kapitalistischen Fortschritts er-

zählt wird, dann heißt es üblicherweise: Aus purer Neugierde und wissenschaftlichem Spieltrieb hätten begabte Menschen tolle neue Dinge erfunden und wären dann beiläufig Unternehmer geworden. Bei Schumpeter geht das anders: Da ist die Entwicklung ein sozialer Prozess. Da setzt sich das Neue zielstrebig neben das Alte und konkurriert es zu Tode. Erbarmungslos. Schlechte Nachrichten für alle, die plötzlich nicht mehr »Stand der Technik« sind: Sie werden wirtschaftlich ausgemustert. Unangenehm. Ungerecht. Aber so ist das nun mal mit dem Fortschritt. Und bitte: Tun wir jetzt bloß nicht so, als ob uns das leid täte. Wir finden es doch alle ganz toll, dass wir unsere Bücher bequem per Mausclick kaufen können – oder etwa nicht? Dass wir Songs herunterladen und Reisen online buchen können; online – einfach so. Aber gleichzeitig machen wir damit Tausende von Angestellten im Buchhandel und diversen anderen Branchen arbeitslos. Wie uns sehr wohl bewusst ist. Der eine gewinnt, der andere verliert – aber was wäre die Alternative? Der kreative Prozess muss weitergehen. Schon deshalb, damit das ausgemusterte Alte seine Chance auf ein Comeback erhält: Die auf der Straße stehenden Buchhändler, die Mitarbeiter von Quelle und all den Reisebüros, Schallplattenläden und anderen Firmen, denen die kapitalistische Urgewalt den Boden unter den Füßen weggezogen hat: Sie brauchen neue, gute Jobs. Wo sollen die herkommen, wenn sie nicht durch innovative Ideen geschaffen werden? Die schumpeterschen Helden müssen wieder ran: Das kapitalistische Rad muss sich eine Runde weiterdrehen. Doch keine Medaille ohne Kehrseite: In ihrem Tatendrang begeben sich unsere Entrepreneurs mitunter auf trübe Pfade, versuchen das Spiel zu ihren Gunsten zu beeinflussen – aber mit unlauteren Methoden, mit krimineller Energie. Aus Habgier. Getrieben von ihren »animal spirits« diktieren sie die tragischen Kapitel in der Heldenchronik des Unternehmertums: Exzesse, Betrügereien, Kursmanipulationen, Umweltvergehen, Menschenrechtsverletzungen. Wenn der Fortschritt darin besteht, dass Grenzen überschritten werden, dann heißt das zwangsläufig, dass es mitunter die falschen Grenzen sind, diejenigen, die

hätten nicht überschritten werden dürfen. Mit dem Kapitalismus per se hat das nichts zu tun: Es handelt sich vielmehr um »Menschliches, Allzumenschliches« – da hat Nietzsche wieder mal recht gehabt. In der Marktwirtschaft findet der Mensch für seine positiven wie negativen Seiten ein optimales Habitat. Hier kann er sich austoben: zum Wohle der Allgemeinheit oder aus niederträchtiger Habgier.

Weltökonom Schumpeter war selbst ein Getriebener seiner animal spirits und darin der von ihm erschaffenen Figur wie auch den Rockern von The Who recht ähnlich: Gerne lotete er in seinem Leben die moralischen Grenzen aus – meistens, um sie dann im Eklat zu überschreiten. Mit dem Bibliothekar der Universität von Czernowitz duellierte er sich wegen der Ausleihmodalitäten von Büchern, und zu Kollegiumskonferenzen in Harvard erschien er in Reitstiefeln und prahlte mit seinen zahlreichen Liebschaften. Wir lachen heute über solche Anekdoten. Aber damals? Unfassbar! Über Schumpeters legere Moralvorstellungen haben viele seiner Zeitgenossen die Nase gerümpft, sich mehr als einmal ein empörtes »Was erlaubt sich dieser Mensch?« zugerant. Auch die Marktwirtschaft kennt keine moralischen Grenzen. Vielmehr dringt sie erbarmungslos in die intimsten Lebensbereiche ein und holt sich von dort, was sie kriegen kann.

Die Geldwirtschaft begleitet uns von der Wiege bis zur Bahre. Die traditionelle Vorstellung, dass es in der Wirtschaft um die Bedürfnisse der Menschen geht, um deren bestmögliche Befriedigung sich kapitalistische Produzenten im Wettbewerb streiten, ist bestenfalls als gekonnter PR-Gag zu betrachten. Allein schon deshalb, weil der überwiegende Teil der modernen Bedürfniswelt durch die Unternehmen selbst erzeugt wird. »Sage mir, was du kaufst, und ich sage dir, wer du bist«: Diese oft gehörte, als Zynismus auf das Konsumzeitalter gemünzte Paraphrase des berühmten Satzes von Brillat-Savarin sollte in unseren Dauerwerbezeiten noch einmal umformuliert werden. Etwa so: »Ich sage dir, was du kaufen sollst, damit du so wirst, wie ich dir sage, dass du sein möchtest.« Damit kommen wir der Sache schon sehr viel näher: Werbung, Massenmedien